

Das Lotseneramen.



Die Lage Helgolands bringt es mit sich, daß seine Bewohner von je als Wegweiser zu den benachbarten Hafenzugängen und zu den Mündungen der Weser, Elbe, Eider und Havel gedient haben. Der Helgoländer wächst gleichsam zwischen Kliffen und Sandbänken auf; was dem Knaben des Festlandes der nächste Gebirgswald mit seinen Schluchten und Pfaden, das sind der Helgoländer Jugend die nächsten Vorlande und die weiten Sandfelder, welche die engen Einfahrten zu den großen Strömen und Städten umgränzen. Frühzeitig lernt der Aufmerksame die Tiefen und Strömungen kennen, und ein erfahrener Lotse findet sich weit und breit zurecht, ohne mehr als Lot und Kompaß zu befragen.

Um unter die Lotsen aufgenommen zu werden, muß man ächter und rechter Helgoländer sein, das dreiundzwanzigste Jahr zurückgelegt, wenigstens ein Jahr als „voller Mann“ gefahren und eine Prüfung bestanden haben. Die Prüfung findet in Gegenwart zweier Rathsherrn, vor vier verpflichteten Examinatoren statt. Die Fragen beziehen sich auf die Richtungen der Küsten, Klippen und Sandbänke, auf die Lage der verschiedenen Leuchthürme, Baken, Tonnen und sonstigen Merkzeichen, auf Fluth und Ebbe u. s. w. Diese Kenntnisse werden auf dem Fischfang und den Fahrten nach Hamburg, Bremen und Husum erworben. Außerdem gibt es ausführliche Lotsenfragebücher, die helgoländisch geschrieben sind und 500 — 600 Fragen und Antworten enthalten. Eine Lotsenschule gibt es nicht.

Jeder Fehler von Bedeutung hat Durchfallen zur Folge, daher es sich oft ereignet, daß einer ohnmächtig wird. Zeigt der junge Mann einige Furcht, so bieten ihm die Prüfer ein Glas Wein und fangen gleichgültige Gespräche an, bis er sich erholt hat. Auch ein Glas Rum oder Korn ist dem Kandidaten gestattet, denn alle Arten von Erquickungen sind zur Hand. Es werden Wunderdinge davon erzählt: Einer war schon am Durchfallen; da trank er ein Glas Rum und blieb keine Frage mehr schuldig. Der helgoländer Kandidat wird nicht um Begriffsbestimmungen gefragt, sondern die Fragen sind immer auf einen bestimmten Fall gerichtet und beginnen stets mit „Soi mi Jong — sag' mir Junge!“

Befiehlt der junge Mann, so wird er in die Zahl der Elblöten aufgenommen und erhält dann zum Zeichen eine messingene Medaille, früher Lotsenpfennig genannt, worauf sich seine Nummer und der königliche Namenszug V. R. — Victoria regina, so wie das Bild eines Mannes mit Lot und Leine befindet, denn es heißt in der Schiffersprache:

Wer en goder Lots will sien,
De pass' wol up sin Lot un Lien.

Unter den Ermahnungen zur Nüchternheit und Pflichttreue erhält er sein Zeichen und kann nun auch Weserlotse werden.

Für acht Schillinge Weizenbrod.

Novelle von M. Goldschmidt.

(Schluß.)

V.

Schneidermeister Bilsted saß mit seiner Familie am Mittagstisch, der höchst dürftig bestellt war, wie es bei einem armen Schneider zu sein pflegt. Man speiste, ohne etwas zu sprechen, denn man war den ganzen Tag genug beisammen.

Ein Wagen kam gefahren und hielt vor dem Hause. Jane, die zweitälteste Tochter, lief nach dem Fenster.

„Ach, das sind Staatsraths, die ausfahren werden,“ sagte sie und ging wieder an ihren Platz; „ja, solche Leute sind glücklich, sie können am Sonntag in den Wald fahren.“

„Wer weiß, ob sie glücklich sind, mein Kind,“ sagte die Mutter.

„Ich mißgönne es ihnen nicht,“ sagte Jane, „aber morgen möchte ich nach Fredriksberg.“

„Warum könnt Ihr nicht dahin?“ fragte der Vater.

„Wir haben keine Sommerhüte,“ sagte Jane resignirt; „der Stickerhändler will uns kein Geld geben, ehe das große Stück fertig ist.“

„Keine Sommerhüte! Na, na, Ihr könnt mit dem gehen, was Ihr habt, sonst mögt Ihr, mein' Seel, zu Hause bleiben.“

„Das wollen wir auch, Vater,“ sagte Jane, „denn wenn man 'mal ausgeht, will man auch sein wie Andere.“

Der Vater wollte antworten, aber in diesem Augenblick pochte man an der Thüre, und eintrat ein hübscher, vornehm aussehender Mann, mit etwas bräunlicher Gesichtsfarbe, und mit einer Menge Orden auf der Brust; an der Hand führte er einen außerordentlich hübschen Knaben. „Mit Erlaubniß,“ sagte er, „wohnt hier der Schneidermeister Bilsted?“

„Der Staatsrath wohnt im ersten Stock,“ sagte der Schneider, der sich nicht die Zeit ließ, auf die Frage des Fremden zu hören.

„Ja, der ist hier,“ antwortete seine Frau, und stand auf, um den Tisch den Blicken des Fremden zu entziehen.

„Ich möchte gern mit Herrn Bilsted wegen einer ziemlich bedeutenden Schneiderarbeit sprechen, die ich rasch ausgeführt haben sollte,“ sagte der Fremde.

Schneidermeister Bilsted nahm seine Mütze ab und sagte mit einer Verbeugung: „Ihro Gnaden . . . ich danke sehr für die zuge dachte Güte, . . . aber ich bin ein armer Mann, . . . der nicht ohne Vorschuß arbeiten kann. Wollen Sie sich nicht an einen der Reicheren wenden.“

„Ich bitte Sie, geniren Sie sich nicht, ich sehe, Sie sind an der Mahlzeit, — ich kann wohl warten, — keine Complimente.“

„Wir dürfen Ihnen doch wohl nicht einen Teller Bieruppe anbieten?“ sagte Madame Bilsted, die Muth gefaßt.

„Ei, warum nicht?“ antwortete der Fremde, „mein kleiner Junge klagte auf der Straße über Hunger, und ich habe wahrhaftig auch Appetit bekommen.“

Man machte eiligst Platz, das Salzfaß wurde auf einen kleinen Flecken im Tischtuch gestellt, ein Teller über einen größeren.

„Es ist ein einfaches Samstagsmahl, Ihro Gnaden,“ sagte Schneider Bilsted; „es ist Bieruppe, aber morgen ist Sonntag.“

Madame Bilsted hatte ein Teller gefüllt; in dem Augenblick jedoch, als sie es dem Fremden reichen wollte und ihre Augen den seinen begegneten, warf sie plötzlich den Teller mit der Bieruppe hin und stürzte mit dem Ausruf: „Er ist es!“ auf ihn zu und bedeckte ihn mit Küssen.

„Aber Brigitte,“ sagte Schneider Bilsted erschrocken, und zog sie am Ärmel.

„Das ist er! das ist er!“ schluchzte Brigitte, „das ist ja Richard.“

„Richard!“ riefen die Schwestern und sprangen auf.

„Mein eigener Sohn?“ fragte Schneider Bilsted, und stand einige Augenblicke ganz still und brach dann unerwartet in Weinen aus.

„Aber wer ist der kleine Knabe? Gehört er Dir?“ fragte die Mutter, als das erste Entzücken vorüber war.

„Ja, das ist mein ältester Sohn. — Das ist Deine Großmutter, Antonio! Kannst Du sie dänisch begrüßen?“

„O höre, er kann dänisch! Ich bin Tante! Was für Augen der Bub' hat!“ rief Jane, die ganz außer sich vor Freuden war.

„Nun, Vater, sollst Du aber keine Kunden mehr zu andern Meistern weisen; ich associre mich mit Dir und schieße ein Capital ein.“

„Du hast ja selbst Familie, Richard,“ sagte der alte Schneidermeister.

„Bohl, aber laß Dich das nicht kümmern, ich bin reich und habe Geld genug für uns Alle.“

„So können wir morgen nach Fredriksberg?“ sagte Jane und klatschte in die Hände.

„Wirst Du mitgehen, Richard? Du, mit all' Deinen Orden?“

„Allerdings wird Dein brasilianischer Bruder mitgehen.“

„Wie werden da die Leute aufschauen, und was wird er für Augen machen!“ rief Jane.

Marie wurde blutroth.

„Marie, Marie!“ sagte Richard, und drohte lächelnd.

„Ach,“ sagte der Vater, „das ist ein junger Stuhl-macher-geselle, der ihr gut ist. Aber was soll daraus werden? Er kann keine Frau ernähren.“

„Aber Marie ist ja reich!“ sagte Richard.

„Das ist auch wahr,“ versetzte Schneider Bilsted, und sah sich in seiner Stube um, als ob er sie nicht mehr kannte.

Marie nahm Richards Hand und sagte liebevoll: „Kümmere Dich nicht darum, Richard, sondern erzähle uns lieber von Dir und Deiner Frau.“

„Morgen, liebes Mädchen,“ sagte Richard, „morgen werde ich Euch an den Ort führen, wo mein Glück begann; dort setzen wir uns auf eine Bank und ich erzähle Euch meine Geschichte. Wie sehne ich mich nach dem Kirsebärgang. Wenn ich fortreise, müßt Ihr bisweilen hingehen, und meine Gedanken werden bei Euch sein.“

„Willst Du wieder reisen?“ fragte Jane besorgt.

„Ja, soll ich meine Frau und Kinder allein in Brasilien lassen?“ sagte Richard; „ich habe es gut drüben, und meine Frau möchte ihre Heimath nicht gerne verlassen; wenn ich überdies weiß, daß Ihr es hier gut habt, so bin ich complet glücklich.“

Einige Tage darauf folgten sie Alle Richard nach der Zollbude. Außer den Eltern und Geschwistern war

ein junger hübscher Mensch da, der Richard nicht loslassen wollte und mehr weinte, als die Frauenzimmer.

Stumm sahen sie dem Boote nach; endlich war der letzte Schein der Ruder verschwunden, welche im Sonnenlicht spielten.

Seit dieser Zeit kann man jeden Sonntag Nachmittag eine gutgekleidete Familie im Kirchbärgang spazieren gehen und bei der Frau an der Bastion für acht Schillinge Weizenbrod kaufen sehen, das sie mit freundlichen Mienen den armen Kindern schenken, denen sie beggenn. Dann setzen sie sich auf eine Bank und plaudern, bis die Dämmerung einbricht; endlich werfen sie noch einen Blick über den Strand, den man von hier aus sieht, und gehen Arm in Arm heim.

Die Reise auf einer Eisscholle.

Erzählung.

Der Wind trieb die Wogen des Meeres weit über die Ufer; die schäumenden Wellen brachen sich am Fuße der Dünen. Die Seeleute verließen das Ufer und eilten zitternd vor Kälte nach ihren Wohnungen.

Edmund, das kränkliche Kind des reichen Kaufmanns Hausen, hüllte sich in seine wollene Decke, kehrte rasch heim und sagte zur Haushälterin:

„Das ist ein schlimmes Wetter, Mutter Martens. Es wäre Tollheit, sein Schiff jetzt dem Meere anzuvertrauen.“

„Ich glaub' es wohl, lieber Knabe; es würde auch schlimm ausfallen,“ antwortete die gute Alte.

„Ihr könntet schon einem solchen Sturme besser Trost bieten,“ sagte Edmund lächelnd. „Eine kleine Reise, wie die, die Ihr gemacht, unternimmt man nicht oft. Mein Vater hat mir häufig davon erzählt. Ihr seid gegen Wind und Wogen gepanzert.“

„Ja, ja!“ rief die Alte, „wir sind überall unter Gottes Hut; was er schützt, ist wohl geschützt.“

„Das ist wahr, Mutter Martens,“ sagte der Kaufmann. „Ihr habt die Güte und Macht Gottes erfahren, wie selten Jemand. Der Wind braust noch immer; schließen wir die Läden. Trinken wir Thee und erzählt noch einmal die Sache von Anfang bis zu Ende. Edmund hört die Geschichte gar zu gerne wieder.“

„Ich spreche aber nicht gerne von mir; man muß das Andern überlassen. Indessen ist die Sache wohl lehrreich für ein junges Gemüth, und da ich weiter nichts mehr zu thun habe, so will ich dem Kleinen erzählen, wie mir Gott einen Beweis seiner Güte und Macht gegeben.“

Bei diesen Worten schloß die Pächterin die Läden des Zimmers, setzte das Wasser an's Feuer, und als es heiß und der Thee eingegossen war, begann sie also:

„Sieh, lieber Knabe, ich bin alt und bewohne seit langen Jahren dieses fremde Land, der Tag aber, an dem ich meine Heimath verließ, steht noch lebendig vor meiner Seele, als wäre es gestern gewesen. Die Hütte meiner Eltern lag am Ufer des Meeres drüben in Schweden. Ich kannte nie den Reichtum. Unser größter Schatz war eine schwarz und weiß gefleckte Kuh. Wir hatten sie aufgezogen und sie war uns theuer. Ich mußte sie jeden Tag auf's Feld führen; im Sommer war das meine liebste Beschäftigung: im Winter machte mir's aber wenig Vergnügen. — Mein Vater lebte von der Fischerei; wenn der Schnee jedoch alle Wege

bedeckte und das Meer mit seiner Eiskruste überzogen, litten wir viel und würden vielleicht Hungers gestorben sein, wenn wir unsre Kuh nicht gehabt. Das arme Thier war der Gegenstand unsrer eifrigsten Pflege. — Es war ein außerordentlich kalter Winter; rings um unsre Hütte hatte sich der Schnee aufgethürmt, und ich — kaum sechzehn Jahre alt — sehnte mich nach dem Frühling, wie ein Vogel nach der Sonne. Endlich nach vielen kalten und nebeligen Tagen zog mich die Sonne vor die Thüre und ich führte unsre Kuh an's Ufer, wo sich da und dort am Fuße der Dünen einige Grassacke fanden. Die Kuh hüpfte vor Freude: ich war glücklich. Plötzlich lief sie nach dem Meere. Das Wasser war mit einer dicken Eisdecke überzogen, die krachend zerborst. Unsre Kuh sprang auf eine ungeheure Eisscholle und begann dort zu trinken. Ich war ihr gefolgt und blieb bei ihr stehen; in der Ferne sah ich ungeheure Eisstücke von den Wogen fortitreiben. Bald fühlte ich, daß die Scholle sich häufig senkte. Ich rief die Kuh, und wollte sie an das Ufer treiben; aber sie hatte ihren Durst noch nicht gestillt und blieb taub für meine Stimme. Ich schrie, ich faßte die Kuh an den Hörnern und zog mit Gewalt. Ich wandte mich um, und — o allmächtiger Gott! die Eisscholle, auf welcher wir uns befanden, löste sich vom Ufer los und schwamm in's freie Meer hinaus. Rechts und links, vorne und hinten, alle Eisschollen wurden fortgetrieben. Ich sah mich rings um; ich entfernte mich immer mehr vom Lande. Die Furcht versteinerte mich; die Eisschollen thürmten sich übereinander; die, auf der ich mich befand, schwamm wie ein Schifflein. Die Kuh zitterte vor Frost und Kälte. Die Ebbe trieb uns immer weiter und weiter. Die Nacht brach an. Die Sonne war schon lange untergegangen: es herrschte tiefes Dunkel. Die Wogen brachen sich an meiner Eisscholle; ich stürzte auf die Knie und betete! Die Kuh hatte sich gelegt; ich streckte mich neben ihr nieder, das erwärmte mich. Ich dachte an meinen Vater, meine Mutter, die mich ängstlich suchten; — ich war vom Schmerze zu Boden gebeugt und schlief erschöpft von Müdigkeit ein. Mitten in der Nacht erwachte ich; ein eifriger Wind machte meine Zähne klappern. Welches Schauspiel hatte ich vor mir. Von allen Seiten, wohin meine Blicke sich richteten, nichts als Wasser, nichts als Wasser. Die Geschichten von Wehrwölfen und Meerseen, die ich von den Seeleuten hatte erzählen hören, kamen mir in die Erinnerung; ich glaubte Ungeheuer und Phantome aus der Tiefe des Abgrundes aufsteigen zu sehen; ich bildete mir ein, Riesenschlangen wänden sich um mich und verschlangen mich bei lebendigem Leibe. Zitternd vor Furcht hing ich mich an die Kuh, und das gute Thier brüllte, als ob es meine Angst begriffe. Endlich trat ein Lichtstrahl am Himmel hervor; das Meer wurde roth; man hätte glauben sollen, ein Feuer habe sich über seine Oberfläche ergossen, — die Sonne stieg am Himmel auf.

Gott hatte mich während der Nacht bewahrt; eine ganze Nacht hatte die schwere Eisscholle Widerstand geleistet; sie war mein Schiff; das Meer verschlang mich nicht. Gott hatte mich gerettet! Voll Dankbarkeit schickte ich mein Gebet zum Himmel. Ich molk die Kuh; ihre Milch erfrischte und stärkte mich.

Drei Tage und Nächte lang trieb die Scholle auf offenem Meere mit mir umher. Der Wind blies endlich lange Zeit von einer Seite und trieb mich nach der entgegengesetzten Richtung. Plötzlich schleuderte ein Windstoß meine Scholle gegen einen Eisberg. Ich schrie laut

auf zu Gott! Der Schaum des Wassers fuhr über mich hin; schon glaubte ich mich in den Abgrund geschleudert; die Kuh stürzte zu Boden; mit furchtbarem Krachen brach die Scholle entzwei: und ich war von dem treuen Thiere getrennt. Das Thier brüllte jammervoll, während Thränen der Verzweiflung meinen Augen entstürzten. Einen Augenblick wünschte ich, die Untiefe hätte mich verschlungen und ich wäre todt, um diesen furchtbaren Anblick nicht länger ertragen zu müssen. Aber die Lust am Leben ist stärker im Menschen als er glaubt: den Tod vor Augen, weiß er erst, wie gerne er lebt und wie mit diesem einen Schritt alles zerrissen ist, woran uns Gewohnheit und Liebe fesseln. So jauchzte ich, als plötzlich eine Welle zwischen den beiden Eisküsten emporschlug und durch eine wunderbare Fügung den Strick, der am Horn der Kuh

festgebunden war, zu mir herüberschnellte. Ich hatte ihn schon erfaßt, ehe ich noch wußte, wie das geschehen. Mit einem kühnen Sprung, halb getragen von dem Seil, schwang ich mich auf die andere Scholle und war wieder bei dem treuen Thier, das mit dem Schweife wedelte und mich mit seinen klaren Augen ansah, als ob es meine furchtbare Lage begriffe. Endlich, am dritten Tage, gewahrte ich Land. Ich fiel auf die Knie und flehte zu Gott, mich an das Ufer zu treiben. Der Herr war mit mir. Dori wo das Ufer nicht von Eisküsten belagert war, hatten einige Fischer ihre Netze ausgeworfen. Sie gewahrten mich und stießen mit ihren Booten vom Lande. Sie umzingelten meine Eisküste mit ihren Schiffen und trieben sie mit Stangen nach dem Ufer. Frauen und Kinder standen erwartungsvoll am Strande, und als wir in Sicht



Zwischen Schweden und Pommern.

kamen, war das ganze Dorf auf den Beinen. Die Fischer halfen mir wieder zu Kräften, indem sie ihre Speise theilten, und einer von ihnen, welcher lange in Schweden gewesen, verstand meine Sprache und erzählte ihnen mein Abenteuer. Groß und Klein umgab mich und wollte mir Herberge bieten. Ich aber nahm meine Kuh bei dem Stricke, folgte dem alten Fischer, der schwedisch verstand und blieb bei ihm. Und das Haus, das mich gastfreundlich aufnahm, war das, in welchem wir sitzen. Der gute alte Fischer hatte einen Sohn; — ich wurde seine Frau und war glücklich mit ihm. Gottes Wege sind unbekannt. Mein lieber Martens ruht seit mehr als einem Jahre unter der Erde und die Zeit, die mir hier noch vergönnt ist, weiß nur der Allmächtige. Ich habe Mutter und Vater nie wieder gesehen, sie sind seit vielen Jahren

todt. Ich erfuhr das von Matrosen, die nach Schweden kamen und meine Eltern von meiner glücklichen Lage in Pommern unterrichteten."

In diesem Augenblicke schlug die Woge heftig bis an die Fenster des Hauses, der Sturm brauste, und man hörte in der Ferne die Lärmanone, welche anzeigte, daß ein Schiff in Gefahr sei.

Die Frau faltete unwillkürlich die Hände und der alte Kaufmann Hausen sagte:

"Gott schütze die, die in Gefahr sind! Aber Du mein Sohn, bewahre diese Geschichte in treuem Gedächtniß und vergiß nicht, daß die Wege Gottes unbekannt sind, und was er schützt, wohl beschützt ist."

Das ist die wahre Geschichte der Schwedin in Pommern.

Moses Mendelssohn.

Die großen Männer seiner Nation kennen, ist der beste Weg, seine Nation schätzen und lieben zu lernen.

Moses Mendelssohn ist eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung. Er war ein armer Judenknabe aus Dessau, wo er 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel hatte nichts als das kleine Aemtlein eines Sophers, d. h. Schreibers der zehn Gebote, und Schulmeisters, und konnte den wißbegierigen Sohn nur im Hebräischen und den Anfangsgründen der jüdischen Religion unterrichten. Aber mit wahren Heißhunger bemächtigte sich der Knabe alles dessen, was in diesen Kreis reichte, namentlich der aufgeklärten Erläuterungen der Bibel und des Talmud.

Unter den kümmerlichsten Entbehrungen rang der körperlich schwach ausgerüstete Moses in Berlin, wohin er

mittellos im vierzehnten Jahre gegangen, nach Wissenschaftsmaterial. In einer Dachstube wohnte er, und ein mildthätiger Glaubensgenosse gab ihm ein paar Mal in der Woche Mittagstisch. Ein verfolgter polnischer Jude lehrte ihn Mathematik und Disputirkunst; nach langer Sparniß erschwang Moses beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein Lexikon, damit lehrte er sich Latein, während ein Bekannter ihm eine Viertelstunde im Vorübergehen täglich schenkte und ihm Anleitung im Lexikon gab. So aus dem Aermlichsten herauf entwickelte sich ein geschulter Geist, der im Verein mit einem schönen Herzen nicht nur auf seine Glaubensgenossen, sondern auch auf unsere Literatur den wohlthätigsten Einfluß gewann. Er gerieth in die Seidenhandlung von Bernhard, erwarb sich bald eigene Theilnahme an der Handlung, schuf sich eine gute bürgerliche Existenz und den lieblichsten Familienkreis, welcher allen Freunden offen stand. 1754



Moses Mendelssohn.

wurde er mit Lessing bekannt, dem er als vorzüglicher Schachspieler empfohlen war; dieser riß ihn in die Thätigkeit für die Literatur, indem er ihm seine „philosophischen Gespräche“ hinter dem Rücken drucken ließ; nun wurde er für die Zeitschriften der Aufklärung thätig. In seinem ersten größeren Werke, den „Briefen über die Empfindungen“, suchte er den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ergründen und zu zergliedern, worin die Vollkommenheit derselben bestehe. Die Schönheit ging für ihn in der Empfindung auf. Die Enthüllungen dieser Schrift überraschten durch die Neuheit und Erfindung. Eine Klarheit, Genauigkeit, Feinheit und ein Geschmack waren darin, welchen man bislang noch nicht gekannt. Nach dieser Schrift haben wir noch „Phädra, oder die Unsterblichkeit der Seele“, „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum“, „Psalmen“, „Vorlesungen über das Dasein Gottes“ als seine Hauptwerke anzufüh-

ren. In allen spricht sich der edle, für Aufklärung ringende Geist klar aus. Lavater drang in ihn, Christ zu werden, und gab ihm dadurch schweres Aergerniß. Des armen Moses Körperlein war in der zweiten Lebenshälfte so erschüttert, daß der Arme fast gar keine Nahrung zu sich nehmen und auch geistig lange Zeit kein Interesse hegen und pflegen durfte. Jacobi warf Lessing nach seinem Tode vor, er sei Spinozist gewesen: darunter verstand man Gottesleugner. Von dieser Beschuldigung fiel auch ein kleiner Schimmer auf Moses selbst. Dieses bewog ihn nicht zur Vertheidigung, aber den innig geliebten Freund, den hochverehrten Mann, seinen Lessing, den wollte Moses nicht verunglimpfen sehen, und er schrieb noch ein Büchlein, „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings“. Darin behandelte er Jacobi mit jener feinen, mathematischen Schärfe, mit jener leichten, anmuthigen Ironie, mit all jener zauberhaften Mischung von Geistes- und Herzens-

kraft, die ihm zu Gebote standen. Aber das Büchlein warf ihn in's Grab. Die Aufregung hatte seinen kranken Zustand gesteigert, und als er es zu dem gemeinschaftlichen Freund und Verleger Voss trug, erkältete er sich zu Tode und erlosch wie ein Licht, fünf Jahre nach dem Freunde, am 4. Januar 1786.

Engel hat ihm in der Vorrede ein rührendes Denkmal gesetzt: „Was von dem Manne öffentlich vor der Welt gegläntzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes; nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannigfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen, und wie viel minder noch seine stillen Güte, seinen Dienstfeifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters.“

Schwarz und weiß.

Erzählung.

Im Jahr 1832 stand an der Ecke der Rue de la Bucherie in Paris ein Haus, das seitdem demolirt worden, und vor dieser That des Vandalismus eine der kostbarsten Reliquien des sechzehnten Jahrhunderts war. Das Parterre des Hauses bewohnte ein Weinhändler. In einem Winkel des Ladens verkaufte eine Frau gebratene Erdäpfel. Auf einem Strohfessel sitzend, handhabte sie die Pfanne mit großer Geschicklichkeit und stand niemals von ihrem Sitze auf.

Die zweite Etage war in fünf kleine Zellen getheilt, welche höchstens so groß waren, daß ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl darin Platz hatten; diese Zimmer wurden von einem Schuster, einer alten Wäscherin, die im Taglohn arbeitete, und drei lustigen Studenten bewohnt, welche ihren Code wenig studirten, noch weniger die Vorlesungen besuchten, aber dafür eine enorme Masse von Cigarren verbrauchten und regelmäßige Promenaden im Luxembourgsgarten machten. Die beiden Zimmer im Siebel bewohnten ein alter Neger und ein junger Mensch.

Dieser junge Mensch war ein Gegenstand der Neugierde und der Vermuthungen aller übrigen Bewohner des Hauses, mit Ausnahme seines Nachbarn, des Afrikaners, der sich wenig um andere Menschen kümmerte. Der junge Mann ging alle Morgen um Sieben aus, und begab sich, wie man herausgebracht, nach einer benachbarten Druckerei, die er erst gegen fünf Uhr wieder verließ. Was jedoch gegen die Vermuthung sprach, daß er ein Setzer sei, war, daß er Abends in eleganter Toilette gewöhnlich in einen Wagen stieg, und erst sehr spät in der Nacht heimkehrte. Er sprach mit Niemanden und vermied jeden Verkehr.

Eines Abends jedoch trat er aus seinen stummen Gewohnheiten heraus. Die Studenten waren auf den Einfall gekommen, über die Treppe ein Seil zu ziehen, damit der alte Neger, wenn er heimkehrte, darüber stolpere. Der junge Mann kam gerade in dem Augenblicke nach Hause, als man die Vorbereitungen zu dieser Falle traf. Mit einigen höflichen, aber energischen Worten legte er seine Absicht, sich diesem Scherze zu widersetzen, an den Tag, und zeigte ihnen die Gefahr, die dabei war. Als man nicht auf seine Vorstellungen horchte, erklärte er, daß er auf den Neger warten wolle, um ihn vor der Schlinge zu warnen; und er that dies auch wirklich, trotz der Drohungen der Studenten.

Der Alte dankte dem jungen Mann auf's Herzlichste für seine Freundschaft; aber dieser hatte sich den Haß des ganzen Hauses auf den Hals geladen. Gott weiß, wozu es gekommen, wenn nicht ein Zwischenfall plötzlich die ganze Lage der Dinge verändert hätte. Nach einer Streitigkeit in einem Casehause kehrten zwei von den Studenten schwer verwundet zurück.

Ihr Freund pflegte sie mit treuester Sorgfalt. Aber bald waren seine Kräfte und seine Börse erschöpft. Vergeblich wandte er sich an alle Mitbewohner des Hauses um Unterstützung; Niemand wollte in der letzten Zeit Geld eingenommen haben.

Eines Abends standen zwei Personen zu gleicher Zeit vor der Thüre des Verwundeten: der junge Mann und der Neger; sie wollten den armen jungen Leuten ihre Dienste anbieten.

Der junge Mann, den wir Samuel nennen wollen, ließ auf dem Tische eine hübsche runde Summe zurück; der Neger richtete sich in dem Zimmer ein und begann seine Functionen als Krankenwärter und Diener mit großem Eifer. Er wußte mit seiner schwarzen Hand ein vom Fieber schwer gebeugtes Haupt sanft zu heben und zu tragen; ein geschickter Chirurg hätte eine Wunde nicht besser zu verbinden verstanden; nie hatte die Wohnung der jungen Leute so ordentlich und reinlich ausgesehen.

Dank einer ähnlichen Besserung in ihrer Lebensweise traten die Kranken bald in den Zustand der Reconvalescenzen. Der alte Schwarze entfaltete nun ein Talent, das man bisher noch gar nicht an ihm gekannt. Er bedeckte seinen Kopf mit einer wollenen Mütze, band eine Schürze um und begann kleine leckere Mahlzeiten zu bereiten, welche den Appetit durch ihre vortreffliche Zusammenetzung reizten, ohne den Magen zu überladen.

Der alte Neger half ihnen die Treppe hinabsteigen, und begleitete sie auf ihrem ersten Spaziergang. Nach einem Monate waren sie vollkommen geheilt. Wir überlassen es dem Leser, die Gefühle der Dankbarkeit der jungen Leute gegen den Alten sich auszumalen, der ihnen, so oft sie von ihren Streichen gegen ihn sprachen, stets mit einem freundlichen Worte den Mund zu schließen wußte.

Von diesem Tage wurde der alte Neger in dem Hause der Rue de la Bucherie eine Person von so großer Wichtigkeit, als er bis dahin ein Paria gewesen. Alle Bewohner bemühten sich, ihm ihre Achtung zu beweisen.

Nach und nach trat auch der geheimnißvolle Mensch in innigere Bezüge zu dem alten Neger, und legte eine wahrhafte Freundschaft für ihn an den Tag. Der Schwarze war jedoch nichts als ein Koch, und leistete bei wichtigen und dringenden Veranlassungen in den Restaurants von Paris seine Dienste.

Eines Abends fuhr der junge Mann nach seiner Heimkehr aus der Druckerei, der Gewohnheit gemäß, aus und ließ vor dem Hotel eines Ministers halten. Man denke sich sein Erstaunen, als er beim Eintritt in den Salon den Neger, seinen Nachbar, bemerkte. Der würdige Afrikaner schien durchaus nicht verlegen, sich inmitten der eleganten Welt von Paris umher zu bewegen. Man legte allgemein das lebhafteste Interesse für ihn an den Tag, und er antwortete auf alle Fragen mit der größten Einfachheit und Natürlichkeit.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte Samuel.

„Dieser Neger,“ antwortete der Minister selbst, „ist der Held des Tages; morgen werden die Journale seinen Namen der ganzen Welt zurufen. Er heißt Gustav Be-

lin; die Académie française hat ihm so eben den großen Montyonpreis (für tugendhafte Handlungen) zuerkannt. Sehen Sie sich, ich will Ihnen seine Geschichte erzählen:

„Eustach ist im Jahre 1773 auf der Pflanzung des Herrn Belin de Billeneuve, eines der bedeutendsten Besitzter von Nord-Domingo, geboren. Von Jugend an vermied er den Umgang der jungen Neger, und suchte die Weißen auf, nicht aus knechtischem Sinne, sondern in der Absicht, seine Kenntnisse zu erweitern. Er wurde deshalb von seinem Herrn der Deconomieverwaltung beigegeben, und führte sich hier so vortrefflich auf, daß er nie eine Züchtigung erhielt. Nach und nach gewann er auch auf die Neger der Pflanzungen durch seine überwiegende Intelligenz großen Einfluß, den er jedoch niemals mißbrauchte.

Während einer Reise des Herrn Belin nach Europa zeigten sich die ersten Symptome des nahen Ausbruchs einer Revolution auf St. Domingo. Eustach war damals 18—20 Jahre alt. Die Neger, deren ganzes Vertrauen er besaß, verbargen ihm nichts von ihren aufrührerischen Plänen; er wurde in alle ihre Geheimnisse eingeweiht, und nützte sie, um die Colonisten vor den ihnen drohenden Gefahren zu warnen.

Er rettete dadurch mehr als vierhundert Weißen das Leben, welche Zeit hatten, sich am Landeplatz zu versammeln, sich zu befestigen und gegen den ersten Anlauf zu verteidigen. Die Revolte im Norden der Insel legte sich jedoch bald wieder, wahrscheinlich, weil man andere Angriffspläne gefaßt. Die Weißen zogen sich aus Vorsicht bei Nacht in das Lager zurück, das sie geschlagen, und wo sie durch die Wachsamkeit Eustachs besser geschützt waren, als durch ihre Verschanzungen.

Inzwischen war Belin wieder nach St. Domingo zurückgekehrt. Sein treuer Neger war außer sich vor Freude; da er jedoch für seine Gesundheit bei dem Aufenthalt im Lager fürchtete, so forderte er ihn auf, in seine Zuckerfederei zu fahren, wo er Munition und Waffen aufgehäuft, und die Neger, auf die er zählen konnte, erkaufte hatte. Belin erfreute sich einer allen übrigen Pflanzern unbekannten Sicherheit und seine Zuckerfederei kam in großen Aufschwung.

Die Proclamation von Santonar und Polverel zündete die Revolte ehestens wieder an. Die Freiheit, welche sie den Negern versprach, war die Freiheit zu morden und zu plündern, vor Allem die Freiheit, sich zu rächen. Die Insurrection entfesselte die lang gebändigte Wuth, und bald konnte Pitt beim Brande des Cap, die Hände reibend, ausrufen: „Die Franzosen werden ihren Kafee fortan mit Sandisucker trinken.“ Eustach glaubte seinen Herrn nicht mehr sicher auf der Zuckerplantage, und verbarg ihn im Walde, wo einige Neger für seinen Unterhalt sorgen mußten. Als Maire von Limbé wurde Belin von den Commissären des Convents aufgefordert, dem General Lasalle, der sich nach dem Cap begab, einen Wagen zu schaffen. Eustach, der seinen Herrn aus dem Spiele lassen wollte, eilte selbst zu Polverel und Santonar, und versprach den General an Ort und Stelle zu schaffen, was er denn auch in der Eigenschaft eines Postillons that. Auf dem Heimweg rettet er eine fliehende Familie von fünf Personen, die er in den Wagen aufnimmt. Endlich bietet sich eine Gelegenheit, seinen Herrn aus allen Gefahren, die ihn umgeben, zu retten. Ein amerikanisches Schiff liegt vor Limbé. Eustach eilt zum Capitän, trifft alle Anstalten zur Ueberfahrt mit ihm, und es gelingt dem Neger, seinen Herrn halb ziehend, halb tragend, Nachts

an Bord des Schiffes zu bringen. Belin war von Allem entblößt; es galt deshalb außerdem für seine Bedürfnisse zu sorgen. Eustach eilt nach der Zuckerplantage, und es gelingt ihm, durch eine herzliche Ansprache dreihundert fünfundsiebzig Neger zu bewegen, je ein Brot weißen Zuckers im Gewicht von sechzig Pfunden nach dem Schiffe zu bringen. Als Belin ihm mit Thränen dankte, antwortete Eustach mit der Bitte, bei ihm bleiben und ihm sein ganzes Leben lang dienen zu dürfen.

Raum war man zwei Tage auf dem Meere, als das amerikanische Schiff von drei englischen Corsaren angegriffen wird. Wie sollen wir Eustach's Verzweiflung malen! Eustach faßt sich jedoch bald wieder; er ist ein vortrefflicher Koch, und zählt mit Recht auf sein Talent, das ihm die Gunst der drei Corsaren erringen soll. Nach einigen Tagen schon war er ihr Liebling. Er benützt dies und sucht sie zu überreden, seinen braven Herrn ihrem Rheder zu empfehlen. Um jedoch sicher zu gehen, hatte er sich mit dem amerikanischen Capitän verschworen.

Eines Tages, als die Corsaren besser gespeist und getrunken, denn gewöhnlich, sehen sie plötzlich Eustach mit einem Säbel bewaffnet auf sie zustürzen; Capitän Burnett hatte eine Stutzbüchse, ein Passagier ein Pistol. Einer von ihnen springt auf und will sich verteidigen; Eustach schlägt ihm jedoch den Arm ab. Nun begann ein furchtbarer Kampf, die Corsaren stürzen auf die Matrosen des amerikanischen Schiffes und verteidigten ihr Leben mit dem Muth und der Wuth von Tigern, die in ihrem Neste angegriffen werden. Ein Corsar, der seinen Freund, den Capitän, neben sich hatte zu Boden stürzen sehen, sprang mit wahrer Berferkermuth auf den Neger zu, stieß ihm den Dolch in die Schulter, daß er zu Boden fiel; ehe dieser aber emporspringen konnte, war der Corsar an dem Mast emporgeklettert, und aus seinem lustigen Hinterhalte schoß er nun drei Pistolen auf den Neger ab, die jedoch sämtlich ihr Ziel verfehlten. Ein Schuß vom Stern des Schiffes traf den Corsaren mitten durch den Kopf. Eustach hatte indeffen furchtbar unter den losgelassenen Thieren gewüthet, und ehe eine halbe Stunde verging, war die Rotte der Corsaren eine Beute des Meeres. Capitän Burnett führte sein Schiff nach Baltimore.

Dort fanden sie eine Masse Unglücklicher, welche beinahe ganz entblößt von St. Domingo hierher geflüchtet waren. Belin war glücklicher: der Zucker wurde gut verkauft und versetzte den Pflanzler in einen gewissen Wohlstand. Eustach suchte durch einen kleinen Handel seinen bedürftigen Brüdern beizustehen.

Als Domingo von den Spaniern und Engländern im Jahre 1794 besetzt wurde, kehrte auch Belin dahin zurück. Aber es dauerte nicht lang, so brach wieder ein Aufruhr los, und mehr als fünf hundert Weiße wurden massacrirt. Belin, der bei der Flucht von seinem treuen Diener getrennt wurde, verdankte seine Rettung nur einem spanischen Hauptmann. Eustach suchte ihn vergeblich; die Zeit jedoch nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, wollte er wenigstens das Eigenthum seines Herrn retten, und um dies zu bewerkstelligen, bat er die Frau des Häuptlings der Verschworenen, die Gegenstände, welche Belin, wie er sagte, ihm sterbend vermachte, in Verwahrung zu nehmen. Die kranke Frau willigt ein, und eine Stunde später waren die Koffer Belins und eine schwere Kiste mit Silberzeug in Sicherheit.

Eustach durchheilt das Schlachtfeld, um seinen Herrn vielleicht unter den Todten zu finden; zum Glück war diese

schmerzliche Nachforschung umsonst. Auf dem spanischen Fort erfährt er, daß Belin gereitet ist und sich nach dem Molo Sanct Nicolaus geflüchtet, den die Engländer besetzt halten. Jetzt galt es, sein Depot wieder zu bekommen; er versteht bei der Frau Krankenwärtersdienste, und es gelingt ihm in einer Nacht, da sie schläft, sich des Besitzthums seines Herrn wieder zu bemächtigen.

Gustachs Ankunft auf dem Molo wurde wie ein Fest gefeiert. Man trug ihn im Triumph vor seinen Herrn und zollte ihm die Huldigungen der Bewunderung und der Dankbarkeit. Port-au-Prince wurde der Sitz des Gouvernements und die Engländer beriefen Belin als Präsidenten des geheimen Rathes; Belin gab ihm die Freiheit, in den Augen der Neger ein großes Geschenk, in den Augen Gustachs jedoch nur eine Formalität, die nichts in dem Verhältniß zu seinem ehemaligen Herrn änderte.

Als Belin eines Tages bedauerte, daß er ihn nicht habe lesen lernen lassen, da seine eigenen Augen jetzt so schwach würden, nahm sich dies der Neger so zu Herzen, daß er nach drei Monaten angestrengten Fleißes, strahlend vor Freude, mit einer Zeitung vor ihn trat und ihm vorlas.

Als Toussaint-Louverture Herr von St. Domingo wurde, traten die alten Pflanzer wieder in ihre Besitzungen ein. Auch Belin lebte glücklich und ruhig auf seiner Plantage, bis die Expedition des Generals Leclerc das Werk Toussaints vernichtete und den Negern die Fackel und den Dolch wieder in die Hände gab. Gustach rettete zum letzten Male das Leben seines Herrn, aber Belin starb nicht lange darauf in den Armen seines Dieners. Er hatte ihn zum Erben all' seines Besitzthums eingesetzt und ihm eine Schuldforderung von 12,000 Franken vermacht.



Auf dem Deck.

Sein ganzes Vermögen verwandte er zur Unterstützung seines unglücklichen Stammes. Und als er nichts mehr hatte, bot er dem General Rochambeau seine Dienste an, ging nach England und begab sich von da nach Frankreich.

Seit Gustach im Jahr 1812 in Paris ankam, ließ er keinen Tag vergehen, ohne ihn durch einen Zug der Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit zu bezeichnen; er that Gutes, wie Andere athmen.

Nun, was sagen Sie zu dieser Geschichte?"

"Ich sage, daß ich zu diesen rührenden Zügen andere nicht minder der Bewunderung werthe fügen könnte," sagte der junge Mann hinzu, der mit Thränen in den Augen die Hand des Schwarzen schüttelte.

Er erzählte dann die Geschichte des Negers, der drei jungen Leute und des Seegers.

"Wie wissen Sie das Alles?" fragte der Minister.

"Ich bin der Seeger selbst," antwortete Samuel lächelnd.

"Sie, mein Herr?"

"Ich selbst," antwortete er. "Ich bringe einen Theil meines Tages damit zu, in einer Druckerei griechisch zu setzen, Abends besuche ich Eure Excellenz und einige Personen, die mich mit ihrer Gunst beehren, und während eines Theiles der Nacht arbeite und schreibe ich, um mir einige literarische Übung und Ruf zu erwerben."

Ob Samuel dies gelungen, mögen die Leser dieser Zeilen beurtheilen.

S. B.